

Lieber Wild malen als wild flirten

Manche Namen verhalten wie Schall und Rauch. Andere entstehen erst aus solcher Mischung – nämlich aus Kanonendonner und dem Qualm über Schlachtfeldern. So ist es auch mit dem des Forstrats Rudolf Freiherr von Ulmenstein, dessen Ahnen vor 300 Jahren noch bürgerlich waren. Aber was der Freiherr heute tut, verpufft nicht einfach. Seine Gemälde haben Langzeitwirkung. Sie erzählen, was er mit jagdlichen Augen sieht und was sein Mund kaum ausdrücken kann.

Für das, was der 1958 geborene Rudolf von Ulmenstein heute ist, sind wesentlich zwei Menschen „verantwortlich“: Sein Vater, der das Forstamt in Minden leitete, ließ ihn von klein auf Wald- und Wildgeruch schnuppern. Und er ließ ihn noch etwas tun, was er selbst gern tat. Wenn Rudolf mittags aus dem Kindergarten kam, lief der nur kurz über die Straße und schon war er am Arbeitsplatz seines Vaters. „Da lagen immer Papier und Stifte herum,“ erinnert sich der Sohn. „Ich hab dann bei ihm gemalt, bis wir zusammen nach Hause gingen.“

Bald wurde der Vater in die Nordeifel nahe der belgischen Grenze versetzt. In seiner Schule in Monschau geriet Rudolf von Ulmenstein an einen Kunstlehrer, über den er noch heute mit Verehrung spricht. Fast wie einer, der das Glück hatte, einem der begehrtesten Förderer überhaupt in die Arme gelaufen zu sein, sagt er über diesen Paul Siebertz: „Das war ein richtiger Kunstmaler. Was der machte, ging über den normalen Kunstunterricht hinaus.“ Die Begeisterung war nicht einseitig. Siebertz war von seinem Schüler so angetan, dass er ihm einen Rat gab, der fast wie ein Diktat klang: „Du wirst Kunstlehrer.“

Rudolf von Ulmenstein fand den Gedanken attraktiv, aber das, was er zusammen mit seinem Vater erlebte, attraktiver. Der akzeptierte es nicht nur, wenn eines seiner sieben Kinder mit ihm auf den Ansitz kletterte, der freute sich darüber. „Und wer passioniert war, kam immer wieder mit,“ schmunzelt Rudolf von Ulmenstein so, als wolle er sagen: „Ich war eigentlich immer mit von der Partie.“ Und dann erinnert er sich an so manche Hubertusjagd, die damals noch unter anderen gesellschaftlichen Vorzeichen verlief: „Dafür bekamen wir Jungs nämlich noch schulfrei. – Das ist heute undenkbar,“ unterstreicht er mit einem Kopfschütteln, als denke er: „Schade. Warum eigentlich?“

Mit seinem Vater zur Jagd zu gehen, fand er „unheimlich spannend“ – und das, obwohl sein Beutetrieb als Junge kaum ausgeprägt war. „Wenn mein Vater mir auf dem Ansitz zuflüsterte: ‚Soll ich schießen?‘, sagte ich meistens: Ne, lass mal.“ Rudolf war bereits selig, wenn er auf dem Hochsitz Anblick hatte und das, was er sah, im Block auf seinen Knien skizzieren konnte. So richtig Lust aufs Beutemachen bekam er erst, als er im nordischen Rotenburg/Wümmen zur Schule ging und dann das landwirtschaftliche Gymnasium in Bremervörde besuchte.

Als Kind war es ihm wichtiger, Wild zu malen als Wild zu schießen, und als Student war es ihm wichtiger Wild zu malen als wild zu flirten. Diesen Eindruck hat jedenfalls die Frau, die ihn später heiratete. Nicoline von Ulmenstein, die damals noch von

Gersdorf hieß, lernte ihren Mann in Göttingen kennen, wo sie evangelische Theologie studierte. Sie erinnert sich an seine Studentenbude, in der die Decke so kaum erreichbar hoch wie in Schlössern war: „Die Bilder an den hohen Wänden bedeckten alles. Es waren seine Bilder. Und sein Schreibtisch war voll mit Farbe bekleckert.“

Heute lebt das Ehepaar mit seinen zwei Kindern in einem Dorf in der Nähe von Walsrode. Rudolf von Ulmenstein arbeitet dort als freiberuflicher Privat-Forstrat. Zur Malerei findet er allenfalls am Wochenende Zeit. Im Sommer kaum. Es sind der Herbst und der Winter, die ihn in Stimmung bringen. Und wenn der erste Schnee fällt, dann packt es ihn. Was es genau ist, das ihn dann so treibt, weiß er nicht. Er vermutet, es hänge mit den Erinnerungen an seine Kindheit zusammen. Jedenfalls fühlt er sich mit Waffe und Maleraugen in der verschneiten Natur am wohlsten.

Vollbetankt mit Eindrücken und Motiven drückt er anschließend die Haustür auf, stellt seine Waffe in den Schrank und verschwindet in seinem Reich. Das Reich des Freiherrn von Ulmenstein ist ein kleines Zimmer mit Aussicht auf eine Straße, die Pferdefuhrwerken eine bessere Kulisse bietet als PS-protzenden Metallic-Karossen. Dieser Ort ist Herberge für Bücher, für allerlei geordneten Krimskrams, für eine unpolierte Tischplatte, an der der Förster zum Maler wird. Und wenn er dort mit seiner Pfeife im Mund die Pinsel in Öl-, Acryl- oder Aquarellfarben tunkt, hat die Waschmaschine, die hinter seinem Rücken ihren Arbeitsplatz hat, zu schweigen.

Der Freiherr von Ulmenstein strebt so wenig nach großartigem Bourgeoisie-Ambiente wie einer, der innere Größe hat und äußere Pracht lediglich für eine hilfreiche Trittleiter der Kleinen hält. Auf die Frage, wie es klinge, wenn er sich in fremder Gesellschaft mit seinem Namen vorstelle, antwortet er knapp: „Ulmenstein.“ Und was tut sich im Herzen des Freiherrn, wenn ein Fremder ihn völlig ahnungslos mit „Guten Tag, Herr Ulmenstein!“ begrüßt? Er überlegt ganz kurz, als habe jemand die bekloppte Frage gestellt, ob zwei mal zwei tatsächlich vier seien, und sagt dann: „Das ist okay.“ Dann lacht er und stellt klar: „Ich bin doch ein Mensch wie jeder andere auch. Ich habe nur das Glück, einen so schönen Namen mitbekommen zu haben.“

Seine Frau sieht ihn an, lächelt und bestätigt ihn: „Mein Mann ist bescheiden. War er schon immer.“ Der sei halt zurückhaltend. So sehr, dass er als Student nicht sie entdeckt habe, „sondern ich habe ihn entdeckt.“ Dann denkt sie kurz über das Gesagte nach und versichert: „Ja, so war das. – Rudolf erinnert mich immer an einen Damhirsch, der in seiner Brunftkuhle sitzt und die Damen ankommen lässt.“

Aber schließlich ließ der junge Freiherr damals nicht irgendwelche Damen bei sich ankommen. Die, die von ihm eine Landeerlaubnis erhielt, ist immerhin auch mit einem adeligen „von“ dekoriert. Und als eine, die in Chile geboren und aufgewachsen ist, hatte sie auch noch eine Prise interkontinentales Flair im Gepäck. Mit dem Ausdruck eines Schusters, der es selbstverständlich vorzieht, bei seinen Leisten zu bleiben, erklärt Nicoline von Ulmenstein: „Wenn man einen potenziellen Lebenspartner sieht, achtet man schon auf den Stallgeruch. Dann muss man sich später nicht so sehr erklären – man weiß schon voneinander, was einem gewisse Werte und die Familiengeschichte bedeuten.“

Ein wesentliches Relikt der Familiengeschichte ihres Mannes hängt bei den von Ulmensteins im Wohnzimmer an der Wand: ein großes Porträt des ersten Freiherrn

von Ulmenstein. Die ehrwürdig anmutende Gestalt in wallender Haarpracht ist umgeben von den zahlreichen Eindrücken, die der heutige Freiherr und Förster draußen sammelte und zu Hause farbig auf Leinwand brachte. Sie erzählen von dem, was ihm wertvoll und wichtig ist. Er nennt es „die Vielfalt der Natur“ und meint damit den großartigen Hirsch ebenso wie den winzigen Käfer im Gras – „und das in den wechselnden Stimmungen des Tages.“

Wie jeder Maler erlebt Rudolf von Ulmenstein, dass ihm nicht sämtliche Kreaturen mit gleicher Leichtigkeit von der Hand gehen. Zu manchen fehlt ihm auch einfach der Zugang. Weil er überwiegend durch Reviere stöbert, in denen das Hochwild zu Hause ist, malt er es mit größerer Leichtigkeit als beispielsweise Rebhuhn, Fasan und Hase. „Die gibt’s hier ganz selten,“ bedauert er. „Darum hat man da schon mal eher seine Last mit.“ Was nicht bedeutet, dass er allen kleinen Kreaturen malerisch aus dem Weg geht. „Was ich immer besonders gern male, sind die kleinen Schnepfen.“ Er vermutet, das hänge mit seinen Erinnerungen zusammen, „damals mit Vater so oft auf dem Schnepfenstrich gewesen zu sein.“

Seine Frau versteht diese Bilder, versteht, was ihren Mann bei seinen Streifzügen durchs Gehölz begeistert, kann leicht nachvollziehen, warum er vom Entenstrich über einer knorrigen Baumgestalt im Sumpf so sehr fasziniert ist, dass er die Szene malen muss. Sie versteht es wie eine, die selbst ständig die Waffe aus dem Schrank holt und durchs Revier zieht. Aber sie hat keinen Jagdschein. Und das begründet sie mit einer Spur des Bedauerns im Unterton, indem sie sagt: „Ich bin schussscheu. Wirklich!“

Wer Rudolf von Ulmenstein erzählen hört, gewinnt leicht den Eindruck, dieser Mann erinnere sich gern. Er blicke gern auf seine Kindheit zurück, und mit einer anderen Art Freude, ja, fast mit Amüsiertheit schaue er auf das Porträt des ersten Freiherrn seiner Familie. Und der ist im Jahre 1696 keineswegs sogleich als Hochwohlgeborener auf die Welt gekommen. Damals hieß er noch Schumacher. Aber der junge Herr Schumacher war alles andere als ein Simpel. Weil er das wusste, wollte er zeigen, was in ihm steckt. Sein Ziel war es, Jurist am Reichskammergericht in Wetzlar zu werden. Aber das war als gewöhnlicher „Herr Schumacher“ nicht so einfach. Also krepelte er die Ärmel hoch, schaffte es als Hochbegabter, mit 23 Jahren sein Jurastudium abzuschließen, promovierte anschließend und zwischendurch avancierte er im Spanischen Erfolgkrieg vom einfachen Soldaten zum Rittmeister. Der Adel des 18. Jahrhundert überlegte ob solchen Senkrechtstarter-Talentes: „Wie heißt der Mann? Schumacher? Ein Name wie Schall und Rauch! Ein Freiherr muss es sein!“ Gesagt, getan, geadelt. Aber ein Freiherr von Schumacher? Das ging überhaupt nicht. Der frisch Geadelte wusste sich schnell zu helfen. Er besann sich auf seinen Wohnort. Das war Ulm. Drum stand Ulm Pate bei der Namensgebung derer von Ulmenstein.

Für die Nachkommen im norddeutschen Walsrode gehört diese Historie zum Leben wie das Gewaff zum Keiler. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Und zu ihrem bürgerlichen Lebensstil gehört das alte Silber wie der kristallene Lüster zur Schlossbeleuchtung. Aber mit silberner Zuckerdose, silbernen Kerzenständern und silbernem Tablett zelebrieren sie nicht als Gastgeber ihren Stand. Diese Dinge stehen einfach da mit dem Charme der Alltäglichkeit. Das sieht man ihnen an. Und mit diesem Charme signiert der Maler auch seine Bilder. Auf ihnen steht schlicht

„Ulmenstein“, denn der, der sie gemalt hat, ist der Auffassung: „In der Kürze liegt die Würze.“

Andreas Kläne